



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



illicent beobachtete nachdenklich die traurige Geberde und die matte Art des Sprechens ihrer Freundin und schien plötzlich von einem neuen Gedanken befeelt zu werden.

Du sagtest, dein Vater wolle deinen Brief mit einem eignen zusammen noch heute fortschicken? fragte sie.

Dorothea nickte mit dem Kopfe.

Dein Herr Eschenburg müßte ein rechter Narr sein, wenn er gleich auf euer Verlangen einginge, sagte Millicent.

Dorothea zuckte die Achseln. Ich habe ihn einfach gebeten, mir mein Wort zurückzugeben. Was kann er anders thun, als darauf eingehen?

Wenn sie dich nicht durch ihre Quälereien dumm gemacht hätten, würdest du wohl auf den Gedanken kommen, daß er etwas andres thun könnte.

Was meinst du? fragte Dorothea, mit neu erwachendem Interesse emporsblickend.

Wenn er nun nicht antwortete? Oder wenn er antwortete, es fielen ihm garnicht ein, dir dein Wort zurückzugeben, weil er wüßte, du wärest zu deiner Bitte gezwungen?

Dann — dann — rief Dorothea, du lebst mir meine geheime Hoffnung aus dem Herzen, liebe Millicent — dann würde ich, wenn ich katholisch wäre, in ein Kloster gehen, so aber als alte Jungfer sterben, die in diesem traurigen Schlosse nie aufhören wird, um ihr verlorne Glück zu weinen.

Nun will ich dir etwas sagen: Ich werde jetzt sofort nach Scholldorf fahren, ehe noch eure verfligten Briefe dorthin kommen, und ich werde deinem Vater ein Licht über die Situation aufstecken. Er sieht garnicht so einfältig aus, wie du dir ihn vorstellst.

Ich bitte dich, Millicent — was willst du thun?

Bleib nur ruhig hier sitzen, sagte Millicent, ihre Freundin zum Sopha zurückdrängend. Leg dich ein bißchen nieder und weine dich aus. Du bist ja ganz außer dir. Laß mich nur machen.

Unter Liebkosungen drückte sie Dorothea auf den Sitz, und diese ließ es sich gefallen, da sie in der That fühlte, daß auch ihre körperlichen Kräfte am Ende ihrer Elastizität waren.

Meinetwegen, sagte sie seufzend, indem sie ihren Kopf auf das Kissen lehnte, meinerwegen thue, was du willst. Ich habe mich in mein trauriges Loos ergeben, und es verschlägt mir nur noch wenig, was geschieht. Nur um das eine bitte ich dich: setze mich nicht in ein Licht, als wäre ich nun gegen beide falsch, sowohl gegen meinen Vater als gegen ihn.

So schweig doch nur und laß mich machen! rief Millicent ärgerlich. Ihr Liebesleute mit euren schwärmerischen Ideen könnt einem vernünftigen Menschen wirklich den Kopf warm machen! Vor lauter Skrupeln und Edelmut thust du schließlich noch das allererschlechtest!

Mit diesen Worten huschte das tapfere junge Mädchen hinaus, eilte in ihr Zimmer, nahm Hut und Paletot und begab sich auf den Weg nach dem Hofe, um anspannen zu lassen.

Millicent mußte jedoch, als sie fortging, den Korridor passiren, auf welchen eine der Thüren des Arbeitszimmers des Barons mündete, und indem sie sich dieser Thür näherte, sah sie aus derselben die Gräfin treten und ihr entgegenkommen. Gräfin Sibylle hatte vom Baron Sextus erfahren, welches Ergebnis seine Unterhaltung mit seiner Tochter gehabt habe, und sie hatte die Absicht, sich zu Dorothea zu begeben, um ihrerseits alle Kunst aufzuwenden, das junge Mädchen in seinem Entschluß zum Guten zu bestärken und ihr auszumalen, wie sehr sie selbst ebensowohl als ihr Sohn sich bemühen würden, ihr das Leben angenehm und glücklich zu machen.

Als Gräfin Sibylle nun Millicent bemerkte, fiel es ihr auf, mit welcher Eile und mit welchem Ausdruck von Entschiedenheit diese daherkam, und ein Verdacht stieg in ihr auf.

Ach, Fräulein Millicent, sagte sie zu ihr, es ist mir lieb, daß ich Sie gerade treffe. Würden Sie wohl so freundlich sein, einen Augenblick zu mir hereinzukommen? Ich habe eine notwendige Aenderung an einem Rippskleide zu machen und hörte gern Ihre Meinung darüber. Sie verstehen das so vortrefflich.

Es thut mir leid, ich habe keine Zeit, entgegnete Millicent. Sie sehen doch, daß ich im Begriff bin auszugehen.

Ich dünkte, Ihre Zeit gehörte vor allem Ihrer Pflicht, sagte die Gräfin. Sie können ja wohl später noch ausgehen.

Millicent warf den Kopf zurück. Sie hatte schon lange auf eine gute Gelegenheit gewartet, der Gräfin ihre Meinung zu sagen, und gegenwärtig war sie gerade in der geeigneten Stimmung dazu.

Glauben Sie? fragte sie mit scharfem Tone. Sie können das ja garnicht wissen, Frau Gräfin. Was meine Pflicht ist, weiß ich selbst, und jedenfalls hat sie nichts mit Ihren Rippskleidern zu thun. Warum bringen Sie sich keine Kammerjungfer mit, wenn Sie eine nötig haben? Ich bin Ihre Kammerjungfer nicht, und wenn ich mich um Ihre Schmitte bekümmert habe, so that ich es aus Gefälligkeit, weil ich sah, wie ungern Sie Ihren Schneider etwas verdienen lassen. Bilden Sie sich aber nur nicht ein, daß das so sein mußte. Mit keinem Finger rühre ich Ihre Fahnen wieder an.

Das ist doch unerhört! rief die Gräfin. Welche Insolenz! Ich werde es dem Herrn Baron anzeigen, wie seine Domestiken sich erlauben, seinen Gästen zu begegnen!

Das können Sie, und er wird Ihnen antworten, daß ich nicht zu den Domestiken gehöre. Übrigens bin ich gegen anständige Gäste immer gefällig gewesen. Aber es giebt auch andre Leute, Damen, die sich gern zwanzig Jahre wegschminken möchten, um im Trüben zu fischen, Damen, die viele Ansprüche machen, aber nichts zuzusetzen haben, Damen, die sich in friedliche Häuser drängen, um Unfrieden zu stiften, Damen, die ihre Söhne und sich selbst gut anbringen möchten, und genau wissen, wo Bartel den Most holt. Solche Gäste können mir gewogen bleiben!

Die Gräfin hatte vergeblich versucht, Millicent zu unterbrechen. Millicents Zunge konnte unter Umständen noch geschwinder laufen als die ihres Bruders Rudolf, und es war keine Lücke zwischen ihren Worten groß genug, um eine spaltende Silbe hineinzuzwängen. So waren beide, indem das junge Mädchen seinen Weg fortsetzte und die Gräfin ihr zur Seite blieb, vor des Barons Thür angelangt, und hier nahm die Gräfin ihren Vorteil wahr, stellte sich gerade vor Millicent hin und rief mit so lauter Stimme, daß es im Zimmer zu hören sein mußte: Welche Unverschämtheit! Wie können Sie sich unterstehen, mir auf meine freundliche Frage so grob zu antworten? Wissen Sie nicht, wer ich bin? Ist das der Respekt, den Sie der Gräfin von Altenschwerdt schuldig sind?

Sie hatte nicht umsonst gerufen, denn jetzt öffnete sich die Thür, und Baron Sextus erschien mit drohendem Gesicht auf der Schwelle.

Was giebt es? fragte er. Worüber haben Sie sich zu beklagen, meine Gnädigste?

Ah, Pardon, daß ich Sie gestört habe, lieber Baron, antwortete die Gräfin. Es war wirklich nicht meine Absicht, Ihre Aufmerksamkeit auf eine solche Bagatelle zu lenken, welche zu beachten ganz unter Ihrer Würde ist. Aber da Sie es einmal gehört haben — ich versuchte nur diesem jungen Dinge, welches den Postillon d'Amour zu machen liebt, den Kopf zurechtzusetzen. Natürlich gefielen meine Vorstellungen der Mamsell nicht, und wir gaben keine artigen Antworten.

Kommen Sie doch einmal herein, Millicent, sagte der Baron. Darf ich Sie auch bitten, gnädige Gräfin?

Die Gräfin schritt stolzen Ganges in das Zimmer, und Millicent kam hinter ihr her.

Es ist mir außer allem Zweifel, sagte die Gräfin, daß dieses gefällige Persönchen den Zwischenträger in einem gewissen bedauerlichen Verhältnis spielt. Ich treffe sie eben zum Ausgehen gekleidet, hastig dahinlaufend, während es durchaus nicht die Tageszeit ist, zu welcher sie Spaziergänge zu machen hat.

Bitte, sagte Baron Sextus, lassen Sie mich der Sache nachforschen. Wie ist das, Millicent, haben Sie sich derartiges zu Schulden kommen lassen und der Frau Gräfin unartig geantwortet?

Millicent hatte ihre Augen von der Gräfin zum Baron und vom Baron zur Gräfin wandern lassen und machte durchaus keine eingeschüchterte Miene.

Herr Baron, sagte sie, ich bin so lange ich lebe bei Ihnen gewesen, und es ist in allen den Jahren nichts Verdrießliches zwischen uns vorgefallen. Aber es ist vielleicht gut, daß es so gekommen ist wie jetzt, und daß Sie mich fragen. Denn sonst hätte ich vielleicht meine Ansicht über die Wirtschaft, die jetzt im Schlosse herrscht, länger bei mir behalten, als ich es schließlich beantworten könnte. Seitdem die Frau Gräfin uns die Ehre erweist, uns zu besuchen, ist es gerade

so, als wäre ein böser Dämon in das Schloß gefahren und ginge darin um, es ist nicht anders, als wäre —

Darnach habe ich nicht gefragt, rief der Baron ebenso bestürzt als zornig, indem er Millicents Stimme mit seinem Bass übertönte. Ich kenne Sie nicht wieder, Millicent. Sie, sonst ein — es ist mir zu toll — was fällt Ihnen ein? — wie können Sie? Ich verlange jetzt einen genauen, wahrheitsgetreuen Rapport über den Punkt, dessen die Frau Gräfin Sie beschuldigt. Haben Sie wirklich die Freundschaft mit meiner Tochter in der Weise mißbraucht, das Sie ihr zur Befestigung ihres Attachements zu dem Herrn Eschenburg behilflich sind?

Zawohl hat sie das, warf die Gräfin ein. Sie kann es nicht leugnen. Sie ist eben auf dem Wege, eine neue Botschaft zu bestellen.

Ich bitte, sagte der Baron, lassen Sie mich —

Millicent verzog ihren Mund zu einem spöttischen Lachen. Sie sind un-
gemein interessirt dabei, gnädigste Frau Gräfin, sagte sie. Verraten Sie sich doch nicht! Man merkt es ja schon, was Sie wollen, und wie gern die arme Dorothea die Schwiegertochter einer so reizenden alten Dame wird. Sie kann es garnicht erwarten, ihr Glück zu erreichen. Sie hat mir einen Brief an Ihren Herrn Sohn gegeben, den sie so glühend liebt. Ich soll ihn nach Berlin besorgen, wo der Herr Graf ihn sehnsüchtig erwartet. Psui! Sind wir in Afrika, wo man die Leute mit einer Stange aneinander befestigt und mit der Peitsche treibt? Und Ihnen will ich auch etwas sagen, Herr Baron. Ich bin hier lange Zeit glücklich gewesen, und es thut mir leid, daß das vorbei ist. Es thut mir leid um Dorothea, die mich schwer vermissen wird. Es thut mir auch um Sie leid, denn Sie werden es schwer zu bereuen haben. Ihre Tochter, die Sie liebt, stoßen Sie von sich, und von einer boshaften, alten — beinahe hätte ich etwas gesagt — lassen Sie sich an der Nase herumführen. Sie können ein Gesicht machen, wie Sie wollen, ich sage es Ihnen doch, was ich meine, denn sonst würde es mir das Herz abdrücken. Sie sind eine solche Tochter garnicht wert, wie Dorothea ist. Sie könnten alle Tage auf den Knien liegen und Gott für eine solche Tochter danken, und anstatt dessen wollen Sie sie mit Gewalt mit einem Herrn verheiraten, der seiner Mutter viel zu ähnlich sieht, als daß irgend ein vernünftiges Mädchen sich in ihn verlieben könnte. Ich für meine Person lobe mir einen Mann, der nicht vom Konditor gebacken ist. Ich würde besorgen, er könnte mir einmal wegschmelzen, wenn er naß würde. Ich lobe mir einen Mann, der —

Jetzt ist es genug! rief der Baron mit seiner donnerndsten Kommando-
stimme. Er war ganz rot und so zornig, daß sich erst jetzt die Rede bei ihm Bahn brechen konnte. Doch war er auch ziemlich ratlos, da dieser Fall ihm ganz neu war. Gehen Sie sofort auf Ihr Zimmer, Millicent, und verlassen Sie es nicht, bevor ich es erlaube! rief er.

Ich danke schön, erwiderte sie. Zimmerarrest ist gewiß in der Kaserne recht passend, aber ich gehe, wohin ich Lust habe. Wir haben keinen Kontrakt gemacht, Herr Baron, und so gern ich Sie habe, wenn Sie gut sind, ist es mir doch völlig gleich, was Sie von mir denken, wenn Sie selbst nicht wissen, was Sie thun. Ich habe die Ehre mich ganz ergebenst zu empfehlen.

Damit machte Millicent einen höflichen Knix und ging davon.

Baron Sextus war in äußerster Verlegenheit über den Einbruch in seine Würde und Autorität, welchen er weder abzuwenden noch zu repariren wußte, und er bemühte sich, der Gräfin, welche vor Wut kochte, seine Entschuldigungen

darüber zu machen, daß er Personen in seinem Schlosse beherberge, welche sich in einer Ausnahmestellung befänden, sodaß sie zu unerhörtem Benehmen hingerissen werden könnten. Millicent aber ging währenddessen flinken Schrittes, beflügelt durch die Freude, ihrem Herzen Luft gemacht zu haben, durch den Wald auf Schollsdorf zu. Sie hatte die Absicht, zu fahren, aufgegeben, um das Ziel ihres Ausgangs nicht gar zu deutlich zu bezeichnen, war auch in der ersten Erregung willens, das Schloß nicht wieder zu betreten, und wollte deshalb von den Pferden und Wagen des Barons keinen Gebrauch machen. Von der Idee, das Schloß für immer zu verlassen, kam sie freilich schon auf dem Wege zurück, da sie sich bewußt war, daß sie damit ihrer heißgeliebten Dorothea großen Nachtheil zufügen würde.

So eilig sie vorwärts schritt, ward sie jedoch, kurz bevor sie das Dorf erreichte, von einem reitenden Boten eingeholt, welcher desselben Weges von Eichhausen herkam und, verwundert über die Erscheinung der einsam in der Dämmerung dahinwandelnden Freundin der Baronesse, grüßend seinen Hut zog.

Wohin wollen Sie, Friedrich? fragte Millicent, welche den Auftrag des Boten ahnte.

Ich habe einen Brief an Herrn Eschenburg abzugeben, erwiederte er.

Millicent überlegte einen Augenblick. Sollte sie es riskiren, sich in den Augen des Reitknechts in ein zweideutiges Licht zu setzen? Sollte sie dem Manne einen Verdacht einflößen? Er war ein treuer Diener des Hauses und außerdem hatte er doch wohl schon einige Kenntniß von den intimen Verhältnissen des Schlosses. Ihr Eifer für Dorothea überwog.

Geben Sie mir den Brief, ich werde ihn selbst bestellen, sagte sie.

Der Reitknecht lächelte. Es war nicht ganz in der Ordnung, daß er den Brief aus den Händen gab, aber er wollte lieber seiner Pflicht gegen den Herrn als seiner Neigung für die bei der Dienerschaft so sehr beliebte junge Herrin untreu sein. Er zog den Brief aus der Tasche, übergab ihn Millicent, und drehte dann sein Pferd, um langsam wieder zurückzureiten.

Millicent drehte den Brief in den Händen herum und betrachtete die von des Barons Hand geschriebene Adresse, welche in langen, starken, aber etwas zitterigen Linien sich gleich einem stacheligen Zaun über das Papier hinzog. Millicent hatte auch von der Wißbegierde ihres Bruders Rudolf etwas abbekommen, und sie gehörte zu der Zahl jener Mitglieder des schönen Geschlechts, welche glauben, daß in einzelnen, ganz besonders interessanten Fällen das Briefgeheimniß seine Heiligkeit verliere. Es war gerade noch hell genug, um zu lesen, und mit rascher Hand zerriß sie den Umschlag und nahm zwei Briefe heraus, deren einer vom Baron, der andre von Dorothea herstammte. Sie las den letztern zuerst. Er lautete:

Gehrter Herr! Ich sehe mich genötigt, Sie zu bitten, mir das Wort der Treue, welches ich Ihnen verpfändete, zurückzugeben. Wir müssen darauf verzichten, die schönen Träume unsers Glücks in Erfüllung gehen zu sehen. Mein Vater verlangt Gehorsam von mir, und ich gebe meine Hoffnung auf.

Dorothea von Sertus.

Millicent schüttelte zornig den Kopf. Habe ich in meinem Leben etwas so Albernese gelesen! sagte sie sich. Aber sie haben das arme Herz gemartert, bis es nicht mehr wußte, was es that. Dies unglückliche Mädchen will nach allen Seiten hin alle Welt befriedigen und läßt von allen Seiten den Kummer auf sich selbst.

Sie steckte den Brief in die Tasche und las den andern.

Mein Herr — hieß es hier —, Sie haben sich erlaubt, in der Familie, wo unbedachtes Vertrauen Ihnen Zutritt gewährte, hinter dem Rücken des Vaters den Versuch zu machen, die Tochter zu einer Pflichtverletzung zu verleiten. Obwohl ich nach diesem Vorgange kaum glaube, daß ein Appell an Ihre Ehre von sonderlichem Erfolge sein wird, mache ich Sie doch darauf aufmerksam, daß Ihre Stellung zur königlichen Armee Ihnen bestimmte Verpflichtungen auferlegt, welche in diesem Falle als Ersatz für die Ihnen mangelnden Empfindungen eines Ehren- und Edelmannes dienen müssen. Sollten Sie sich derselben nicht erinnern, so werde ich Ihr Gedächtnis schärfen. Ich fordere Sie hiermit auf, meiner Tochter auf ihr einliegendes Billet in der Weise zu antworten, daß kein Zweifel über das gänzlich abgebrochne illegale Verhältniß mehr obwalten kann. Die Erfüllung dieser Forderung allein könnte mich bewegen, mit Achtung zu sein

Ihr ergebener

Blasius Freiherr von Sextus.

Millicent steckte auch diesen Brief in die Tasche, und ein verächtliches Lächeln flog dabei über ihr Gesicht. Wirklich! sagte sie sich. Es ist gut, daß ich diese Briefe zuerst gesehen habe, denn der gute, arme, hübsche Mensch hätte sich ja erschrecken können, wenn er das Zeug so unvorbereitet vor Augen bekommen hätte.

Sie legte den letzten kleinen Teil des Weges beinahe laufend zurück und kam vor dem kleinen Wirtshause an, als es dunkelte.

Eberhardt war auf seinem Zimmer und rauchte zu einer Tasse Thee, träumerisch aus dem Fenster blickend. Er fuhr betroffen empor, als Millicent eintrat, und fragte besorgt nach der Ursache dieses unerwarteten Besuches.

Er war von seinem Stellbuchein mit Dorothea im höchsten Wohlgefühl zurückgekehrt, sodaß der treue Andrew mit Bewunderung seine strahlende Miene betrachtet hatte. Denn dieser ergebene Diener hatte wohl bemerkt, daß ungewöhnliche Dinge mit seinem Herrn vorgingen. Er kannte dessen Wesen von Kindheit an und täuschte sich nicht über die Bedeutung der innern Kämpfe, welche Eberhardts Gemüt bewegten. War er doch in Schloß Eichhausen gewesen und hatte Dorotheens Schönheit und Freundlichkeit gesehen, hatte er doch die häufigen Besuche seines Herrn im Schlosse wahrgenommen, war es ihm doch nicht entgangen, daß diese Besuche aufgehört hatten, und daß oft Gedanken von tief ergreifender Macht die gleichmäßige Ruhe des ihm teuern Herrn störten.

Andrew hatte diese Vorgänge mit mißtrauischem Blick beobachtet. Er war nicht zufrieden damit, daß der Aufenthalt an der deutschen Küste solange dauerte, und er versprach sich nichts gutes davon, daß Eberhardt das Getriebe der Welt aufsuchte, anstatt in die friedliche Stille des Shakerdorfes zurückzukehren. So hatte er denn erstaut und erfreut von Eberhardt vernommen, daß ihre nahe Abreise bevorstehe, obwohl er sich nicht erklären konnte, daß Eberhardt so freudigen Mutes war, und er suchte eifrig in Davis' Principles of Nature nach einer Erleuchtung über dieses räthelhafte Ereigniß.

Eberhardt war indessen frohgelant durch die ihm liebgewordenen Stätten der Umgegend umhergestrichen und erst spät zurückgekehrt. Millicents Besuch versetzte ihn jetzt in die größte Spannung.

Es ist gut, daß mir Ihr schwarzer Teufel unterwegs nicht begegnet ist, sonst hätte ich mich wahrhaftig gefürchtet, sagte das junge Mädchen, müde und erhibt sich niedersenkend. Wie früh es jetzt schon dunkel wird!

Es ist äußerst freundlich von Ihnen, Fräulein Schmidt, daß Sie sich die Mühe gegeben haben, sagte Eberhardt. Was macht Dorothea? Es ist doch nichts geschehen?

Auch noch so zu fragen! erwiderte Millicent. Denken Sie denn, das könnte glatt abgehen, wenn Sie solche Geschichten anfangen?

Ich bitte Sie, liebstes Fräulein, erzählen Sie mir. Sie setzen mich in die größte Aufregung.

Wir sind alle in der größten Aufregung. Hätten Sie doch anderswo skizzirt! Die Küste ist lang genug. Wenn Sie nicht waren, so lebten wir alle in Freude und Frieden. Sie sind an allem schuld. Dorothea liegt zu Hause in Thränen schwimmend, und der Baron ist wütend. Hatten Sie denn gedacht, der Mann würde sich darüber freuen, wenn seine einzige Tochter einen Maler heiraten wollte, während er ihr einen Grafen ausgesucht hat? Es geht bei uns alles drunter und drüber. Die Gräfin von Altenswerdt hegt den Alten auf, der bedroht das arme unglückliche Mädchen, und sie, das gute Herz, ist viel zu weich, um sich darüber hinwegzusetzen.

Mit Schmerz und Besorgnis hörte Eberhardt die Erzählung Millicents, welche ihm nun ein anschauliches Bild von der Not entwarf, worin sich Dorothea befand, und ihm alle ihr bekannten Umstände des Kampfes zwischen Vater und Tochter und der Intriguen der Gräfin mittheilte. Nur die Briefe behielt das junge Mädchen für sich. Was kann es nützen, sagte sie sich, dem armen verliebten Menschen vollends den Dolch ins Herz zu stoßen? Und es ist ja doch nur Unsin, denn er kann ja nichts vernünftiges darauf antworten, und es würde ihn nur in Verlegenheit wegen Dorotheens wahrer Gefinnung bringen.

Ich weiß, daß Dorothea Ihnen versprochen hat, mit Ihnen zu fliehen, sagte sie. Aber das war, ehe ihr Vater ihr so arg zusetzte. Dieses gute Herz ist, wie es scheint, nie zufrieden, ehe es nicht das Unrecht, das andre Leute gegen sie begehen, auf sich selbst genommen hat. Sie glaubt, niemals ihre Pflicht hinreichend erfüllt zu haben. Sie wird es niemals dahin bringen, andre Leute richtig zu beurteilen, weil sie sie stets nach sich selber taxirt, während sie selbst doch soviel edler und gütiger ist als alle andern. Ich möchte ihr wohl wünschen, sie wäre etwas schlechter, damit sie leichter durchs Leben käme. Jedenfalls wäre es gut, wenn sie etwas härter ihrem Vater gegenüber sein könnte, denn gerade ihrem Vater gegenüber ist sie so schwach wie ein kleines Kind. Je schlechter er sie behandelt, desto zärtlicher ist sie gegen ihn. Das ist immer so gewesen, so lange ich sie kenne. Ich weiß nicht, ob sie sich einbildet, schließlich doch noch Liebe von ihm zu erringen, die er ihr schändlicher Weise vorenthält, aber es ist nun einmal so. Sie würde ihr Leben dafür hingeben, um nur einmal recht herzlich und liebevoll von ihm umarmt zu werden.

Millicent trocknete sich die Augen.

Großer Gott! rief Eberhardt, Sie sagen mir da nur, was ich lange weiß. Kenne ich denn nicht diese edle Natur, diese erhabene Gefinnung? Ja, der Graf von Francken hat mir die Wahrheit gesagt, als er sie mir als ein Weib schilderte, das niemals vom Wege der Pflicht abwendig zu machen wäre. Aber doch — hat sie denn nur eine Pflicht? Denkt sie denn nicht an mich, den sie töten will?

Sagen Sie lieber: denkt sie denn nicht an sich selbst? erwiderte Millicent. Wahrhaftig, das glauben Sie mir, Herr Eschenburg, wenn es sich nur um Sie handelte, ließe ich meine Finger heraus, denn es macht mir kein be-

sondres Vergnügen, meine Hand zwischen die Rinde und den Stamm zu bringen. Und ich denke, die Männer sind wohl so beschaffen, daß sie sich zu trösten wissen. Erst wird freilich lamentirt, aber nachher wird eine andre genommen. Aber das Unglück ist ja, daß sie so verliebt in Sie ist, daß es ihr Tod ist, wenn sie den Grafen Dietrich heiraten muß. Und deshalb komme ich hierher. Sie müssen jetzt mit Gewalt einschreiten. Wenn sie auch nicht mit Ihnen davongehen will, so muß sie es doch thun. Sie müssen sie zwingen.

Eberhardt blickte das junge Mädchen bei diesen Worten betroffen an. Der Gedanke, Dorothea gewaltfam, gegen ihren Willen, zu entführen, erschien ihm unsinnig, und er überlegte, ob wohl Millicents Kopf allein ihn ausgeheckt habe, oder ob etwa eine Andeutung Dorotheens, die sich nach einer Entschuldigung vor sich selber sehne, die Veranlassung zu dem Vorschlage gewesen sein könne. Die Art, in welcher er nach der Möglichkeit und Ausführbarkeit eines solchen Planes fragte, ließ Millicent seine Verwunderung und seine Bedenken erkennen.

Ach, da muß man nicht gar zu ängstlich sein, erwiderte Millicent mit einem Blick, den Eberhardt sich nicht recht erklären konnte. Was man muß, das kann man nachher immer vertragen. Ist sie erst einmal fort, so ist es Ihre Schuld, wenn sie sich nicht über ihren Vater tröstet.

Eberhardt sprang auf, ging ans Fenster, that einen tiefen Atemzug der reinen Abendluft, preßte die Hände auf sein hochschlagendes Herz und kehrte zu Millicent zurück.

Wie würde ich es denn Ihrer Meinung nach am besten einrichten, liebes Fräulein? fragte er. Ich denke, wir könnten es so machen: Sie sagen ihr, ich bäte sie um ein Rendezvous, am Abend, in der Nähe der Landstraße. Ich lasse dort einen Wagen halten, von dem sie vorher nichts wissen darf, ich bestürme sie, mitzufahren, und wir eilen, wenn sie sich bestimmen läßt, davon, zum Bahnhof in Holzfurt, und von dort nach Amerika.

Millicent schüttelte nachdenklich den Kopf. Mit dem Wagen und mit Holzfurt ist es nichts, sagte sie. Dort kennt uns jeder Mensch, und sie würde sich geniren, auf den Bahnhof zu gehen. Auch würde der Baron hinter Ihnen her telegraphiren. Nein, das ist nichts. Aber Sie könnten sie zu Schiffe abholen. Wir müßten es so einrichten, daß wir den General besuchten, und Sie müßten mit einem großen Bote, einer Schaluppe, in der Nähe der Bucht sein, die Sie ja kennen. Ich werde Dorothea begleiten, und ich werde ihr dann auch noch zureden, falls es nötig sein sollte. Dann fahren Sie, wenn Sie sie glücklich im Schiffe haben, bis Stralsund, und von dort mit einem Dampfer weiter.

Millicent überlegte, indem sie diesen Vorschlag machte, daß es Schwierigkeiten haben werde, Dorothea zu dem Rendezvous zu bewegen, und auch nicht leicht sein möchte, der voraussichtlichen Überwachung zu entgehen. Sie nahm sich vor, Dorothea zu erzählen, Eberhardt habe die Briefe bekommen und wolle ihr persönlich ihr Wort bei einem letzten Lebewohl zurückgeben. Der Besuch beim General werde der beste Vorwand sein, sich vom Schlosse zu entfernen.

Eberhardt nickte mit dem Kopfe. Die Idee einer solchen Entführung, die ihm anfänglich widerstanden, hatte jetzt seinen Kopf eingenommen. Millicents Zuversicht übertrug sich auf ihn, die Lust zu einem entscheidenden Wagnis bemächtigte sich seiner, je mehr er sich die drohende Gefahr vorstellte, und er war geneigt, zu denken, Dorotheens Widerstreben werde nicht stark sein.

Es ist gut, sagte er. Ich werde mich zur rechten Zeit einstellen. Freilich wäre mir der Wagen angenehmer, denn er ist weit sicherer als ein Boot.

Man ist im Wagen nicht von Wind und Wetter abhängig, aber ich sehe ein, daß hier nicht zu wählen ist. Sorgen Sie nur dafür, daß Dorothea wirklich kommt.

Millicent dachte an die Briefe, welche sie in der Tasche trug, und fühlte einige Verlegenheit. Konnte sie es wohl wagen, sie Eberhardt zu geben? Konnte sie es wohl wagen, sie ihm nicht zu geben? In welchem Lichte stand sie da, wenn es unglücklicherweise herauskam, daß sie sie unterschlagen hatte? Aber wie würde Eberhardt es aufnehmen, wenn er sähe, daß Dorothea sich hatte bestimmen lassen, ihr Wort von ihm zurückzufordern? Nun, er würde doch wohl verständlich sein!

Millicent entschloß sich, die Briefe abzugeben.

Damit Sie sehen, wie schlimm die Sache steht, sagte sie nach einer kleinen Pause, und damit Sie wissen, woran Sie sind, will ich Ihnen hier noch etwas zeigen.

Mit diesen Worten zog sie die Briefe hervor.

Sie sind geöffnet, fuhr sie mit einem eigentümlich heftigen Tone heraus, der ihre Beschämung verbergen sollte. Ich habe sie selbst geöffnet, weil ich erst wissen wollte, was darin stand, bevor ich sie abgab.

Eberhardt nahm die Briefe mit einem Lächeln der Verwunderung zur Hand, aber verfärbte sich, als er sie las.

Was ist das? rief er bestürzt. Was lese ich da? Was bringen Sie mir da?

Ich denke, Sie lesen nichts, was Sie wundern kann, sagte Millicent, und ich bringe Ihnen diese Briefe auch eigentlich nicht. Die Briefe sollten durch einen Boten bestellt werden, und ich habe sie ihm unterwegs abgenommen, damit sie Ihnen nicht so ganz unvermittelt zukämen.

Eberhardt durchlas wieder und wieder die unseligen Zeilen, zu deren Abfassung Dorothea sich hatte bewegen lassen, und er ward tief betrübt. So stark war also doch das Gefühl kindlicher Pietät in Dorotheens Herzen! War es denn da eine Möglichkeit, daß sie sich bestimmen lassen sollte, mit ihm das väterliche Schloß zu fliehen? Er dachte an seine eigne Natur, welche fast gegen ihren Willen und aller Klugheit zum Trotz sich dagegen auflehnte, dem der Mutter gegebenen Versprechen untreu zu werden, und er fühlte die Verwandtschaft seiner Seele mit der Dorotheens. Er fühlte in diesem Augenblicke deutlich, daß Dorothea wohl fähig sei, sich selbst, ihr Herz und ihr Glück zu opfern, niemals aber fähig sein werde, etwas zu thun, was sie für ungerecht hielt.

Sein Gesicht trug den Ausdruck seiner Gedanken, sodaß Millicent ihn fragte, ob er etwa durch diese Briefe in seinem Entschlusse wankend werde.

Er ließ schwermütig die Hand sinken, in welcher er das Papier hielt. Ach, mein liebes Fräulein, sagte er. Diese Briefe lehren mich viel. Ich sehe dies vortreffliche Herz vor mir, welches nicht instande ist, ein Unrecht zu thun, und es fallen mir die Worte des alten Generals ein, daß Dorothea niemals sich werde dazu verführen lassen, die Kindespflicht zu verletzen. Thue ich nicht Unrecht, indem ich sie erschüttern will? Habe ich irgendwelche Aussicht, sie in ihrer Pflichterfüllung erschüttern zu können? O unglückliches Geschick! rief er in einem Anfall von Verzweiflung, o unglückliches Geschick!

Millicent bereute, die Briefe aus der Hand gegeben zu haben, als sie wahrnahm, welchen Eindruck sie auf Eberhardt machten. Sie befürchtete, daß jetzt alles verloren sei, und sie schalt in ihrem Innern auf die allzu sku-

pulsösen Leute, welche vor lauter Feinheit der Empfindung und vor lauter edler Rücksichtnahme einander das größte Leid zufügten.

Was ist denn weiter mit diesen Briefen? sagte sie ermutigend. Habe ich denn nicht schon vorher erklärt, wie Dorothea beschaffen ist und wie sie mit ihrem Vater steht? Oder soll ich jetzt vielleicht zu Hause bestellen, daß dieser Papierwisch Ihre schöne Leidenschaft erstickt hat, und daß Sie in einfältigem Gehorsam darauf antworten wollen?

Eberhardt seufzte.

Meine Leidenschaft ist nicht erstickt, liebes Fräulein, sagte er, aber allerdings haben diese Worte von Dorotheens eigner Hand mir von neuem alle die Schwierigkeiten gezeigt, die wir zu überwinden haben.

Diese Worte sind ihr abgepreßt worden und haben gar keine Bedeutung, sagte Millicent heftig. Ich büрге dafür, daß Dorothea zur Stelle sein wird, wenn Sie bei Ihrem Vorsatz bleiben. Wer aber nicht wagt, der gewinnt nicht.

So sei es denn, erwiederte Eberhardt, dessen Hoffnung durch Millicents Entschiedenheit neu entflammt wurde. So sei es denn! Ich will es versuchen. Ich werde mit einem Boote an dem bezeichneten Punkte sein, jorgen Sie dafür, daß Dorothea kommt.

Es ward nun in genauer Weise verabredet, wie die Liebenden sich am folgenden Tage treffen sollten. Eberhardt wollte schon am Nachmittage an der bezeichneten Stelle sein und warten. Millicent konnte den Zeitpunkt, wann sie mit Dorothea käme, nicht genau vorherbestimmen, versprach aber, im Laufe des Nachmittags oder Abends sicher mit ihr dort zu sein.

Dann machten sie sich beide auf den Weg, denn Eberhardt ließ es sich nicht nehmen, das junge Mädchen selbst zurückzuleiten. Er war glücklich, aus ihrem Munde immer neue Mittheilungen über die Geliebte zu erhalten und ward nicht müde, nach so vielen Kleinigkeiten zu fragen, die dem liebenden Herzen wichtig sind, aber oft hielt er gedankenvoll im Gespräch inne, wenn ihm Dorotheens Billet wieder lebhafter vor die Seele trat, und zu wiederholten malen fragte er Millicent, ob sie wirklich glaube, daß ihr Plan der Entführung ausführbar sei.

Millicent erwiederte jedesmal, daß er sicher ausführbar sei, aber sie machte sich über Eberhardts Unruhe und Zweifel ihre eignen Gedanken. Sie verstand seine wahren Beweggründe nicht, und als sie sich am Saume des Waldes von ihm getrennt hatte und er zurückkehrte, sah sie ihm mit einem mißtrauischen Blicke nach und seufzte.

Ich hätte die Briefe für mich behalten sollen, sagte sie innerlich zu sich selber, indem sie die Lippen zusammenkniff. Männer sind Männer, in ihren Augen sieht ein Mädchen, welches nichts hat, doch nie so schön aus wie eins, das Rittergüter in seinen Röcken mitbringt.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Ganz erfüllt von dem Plan des anbrechenden Tages, ganz Sehnsucht und Entschlossenheit, erhob sich Eberhardt schon früh von seinem Lager, gab dem Schwarzen die Weisung, alles Gepäc zur Abreise bereit zu halten und machte sich auf den Weg zu dem ihm bekannten Schiffer, um ein gutes, starkes Boot

auszuzuchen, auf welchem er die Geliebte entführen wollte. Die Sonne ging sehr rot auf, die am Himmel verteilten leichten Wolken färbten sich über den Süden bis zum Westen hin mit einer violetten Farbe und waren nach dem Lichte zu mit Purpur umsäumt, und das Meer lag still und glatt.

Er fand den Mann, der ihn sonst zu fahren pflegte, vor der Thür seines kleinen Hauses sitzen, mit dem Flicken eines Netzes beschäftigt, das an einem Gerüst ausgespannt hing. Der Schiffer rückte mit der braunen Hand, die als Zierrat einen blauen Anker eingäht trug, an seiner gestrickten Mütze und nahm die Thonpfeife aus dem Munde, als Eberhardt herankam und ihm guten Morgen bot. Es war ein stämmiger Mann in vorgerückten Jahren, der seine breite, braune Brust nackt der frischen Morgenluft bot und einen Ausdruck von Selbstvertrauen in seinen blauen Augen hatte. Als ihm Eberhardt seinen Wunsch zu erkennen gab, eine Schaluppe für längere Fahrt zu mieten, wies er mit dem Pfeifenstiel aufs Wasser hin, wo sich in der Entfernung eines Büchsen-schusses eine Anzahl von Fahrzeugen auf den sanftbewegten Wellen schaukelten und meinte, er habe dort ein Boot, das wohl vertragen könnte, einmal in die frische Luft zu kommen. Wenn der Herr es sehen wolle, so könne er ihn hinüberbringen. Eberhardt besaß eine so gute Kenntnis von allen Dingen, die das Schifferhandwerk betreffen, wie nur von jemand zu erwarten, der keinen Beruf daraus macht. Die Nähe des Hudson hatte ihn schon als Knaben vertraut mit dem Wasser gemacht. Er wollte sich durch eignen Augenschein von der Beschaffenheit des Fahrzeugs überzeugen, dem er eine so teure Last und sein Lebensglück anvertrauen wollte. Der Schiffer zog den Rachen, der vor seinem Hause auf dem Sande lag, ins Wasser, beide Männer stiegen ein, und unter dem gleichmäßigen Schlage der Ruder zog das kleine Boot seine Furche durch die spiegelnde Oberfläche der weiten Bucht.

Und was haltet Ihr vom Wetter? fragte Eberhardt.

Nun, sagte der Schiffer, nachdem er den Horizont betrachtet und in bedeutsamer Weise ausgespuckt hatte, hier diese Scholldorfer Bai ist ja ein ganz schönes Stück Wasser, aber weiter draußen ist's nicht so heimlich. Kann sein, daß wir diesen Wind behalten, kann aber auch sein, daß wir ihn nicht behalten.

Eberhardt lächelte.

Wenn's rechte Windstöße giebt, fuhr der Schiffer fort, ist's immer schwer, um die Ribbesdorfer Ecke herum ein breites Stück Leinen oben zu erhalten, aber das wissen Sie so gut wie ich, lieber Herr.

Denken Sie denn, es wäre schlechtes Wetter in Aussicht? fragte Eberhardt beunruhigt.

Der beste Schiffer kann durch dunstige Beobachtung in Verwirrung kommen, und mancher alte Seemann hielt schon einen Nebelstreifen für festen Grund, entgegnete der Mann in orakelhafter Weise.

Aber heute ist von Dunst nichts wahrzunehmen, sagte Eberhardt.

Der Schiffer setzte mit dem rechten Ruder aus, nahm die Pfeife aus dem Munde und zeigte, ohne ein Wort dazu zu sagen, nach Norden. Eberhardt drehte sich nach dieser Richtung und bemerkte, daß dort allerdings die Luft nebelhaft war oder vielmehr wie mit einem dünnen Flor überzogen, sodaß es nicht möglich war, den Strich zu unterscheiden, welchen der sichtbare Horizont der See an der Himmelswölbung abschneidet. Es waren dort im Norden beide Elemente so miteinander vermischt, daß sich nicht erkennen ließ, wo das Wasser aufhörte, und wo die Luft anfing.

Nun, das verzieht sich wohl noch, wenn die Sonne erst höher kommt, entgegnete Eberhardt.

Kann sein, daß sichs verzieht, kann aber auch sein, daß sichs nicht verzieht, sagte der Schiffer.

Inzwischen war das kleine Boot bei der Schaluppe angekommen, und Eberhardt sprang mit leichtem Fuß hinüber, während der Schiffer die Boote mit einer Kette aneinander befestigte, langsam folgte und das auf dem Boden der Schaluppe stehende Wasser mit einer großen hölzernen Schaufel auszuschöpfen anfang. Es war ein starkes, gut gebautes Fahrzeug mit scharfem Kiel und flößte Eberhardt hinsichtlich seiner Tüchtigkeit Vertrauen ein. Er stand lange sinnend auf der Bank am Steuerruder, blickte auf Scholldorf zurück, dessen Häuser, von der Morgen Sonne beleuchtet, freundlich dalagen, und ließ sein Auge über die weite Wasserfläche hinschweifen, die von dieser Küste aus in unbegrenzter Ausdehnung bis zu dem Lande hinführte, welches die Stätte seiner Jugenderinnerungen war und die Heimat seines neuen Glückes werden sollte.

Er verabredete mit dem Eigentümer, daß sie um Mittag abfahren wollten, und dann kehrten beide zum Lande zurück.

Eberhardt strich mit einem Herzen, das halb der Zukunft angehörte und halb von dem Reiz erfüllt war, den eine Gegend trägt, die wir nach ereignisvoller Zeit verlassen sollen, den Stab in der Hand durch die Wälder und an den Klippen hin, die so manchen seiner Seufzer gehört und so vielen Freuden und Wünschen seiner Seele als Zeugen gedient hatten. So sollte er also, wohl für immer, dies geliebte Deutschland verlassen, das als das Feenland seiner Jugendträume vor ihm gestanden hatte und dessen Reize er nun kannte! Aber doch schwoll sein Herz von triumphirendem Stolze und bezwang die Trauer, indem er bedachte, daß er aus diesem Lande das mit hinwegnehme, was der schönste Edelstein in seiner Fierde war und in sich all das Licht trug, welches diesem Lande Farbe und Glanz verlieh. Er wiederholte sich jedes Wort, das er mit Millicent gesprochen hatte, und bekämpfte in dieser Erinnerung die Zweifel, welche von Zeit zu Zeit in ihm aufstiegen, wenn er den großen, entscheidenden Schritt der Entführung überlegte. Wohl besaß Dorothea jenes strenge Pflichtgefühl und jene Liebe zu ihrem Vater, von dem sowohl er selbst wie auch der General und Millicent überzeugt waren. Aber hatte sie nicht in der Ruine am schwarzen Wasser ihm ein Versprechen gegeben, das völlig mit Millicents Ratschlägen übereinstimmte? O gewiß — je mehr er darüber nachdachte, desto klarer wurde es ihm: Millicents Rat, mit Gewalt über Dorotheens Bedenken zu siegen, war nichts andres als ein Ausfluß Dorotheens eigener Meinung, es war eine Verhüllung weiblicher Wünsche durch weibliche Scheu. Dorothea wollte gezwungen sein zu dem, was das Ziel ihrer Sehnsucht war, und die kluge Freundin hatte nicht auf eigne Verantwortung einen so kühnen Plan erdacht.

Er vertiefte sich in die Einzelheiten der Ausführung des Unternehmens. Wenige hundert Schritte oberhalb der Bucht vor dem alten Thurme am Gestade war eine Stelle, wo die Küste steil abfiel, und hier war das Wasser tief genug, um die Schaluppe unmittelbar an das Land heranzubringen. Von hier aus wollte er am Strande das Herankommen der Mädchen erwarten, ihnen entgegengehen und sie im Gespräch bis in die Nähe des Fahrzeugs führen. Dann wollte er mit aller Macht der Überredung auf Dorothea einstürmen und sie, wenn sie zögerte, mit starker Hand zum Boote tragen.

Ein Lächeln schwebte um seinen Mund, und seine Augen leuchteten, als er sich diese Szene in Gedanken ausmalte und schon die wonnige Last an seiner Brust empfand.

Als er gegen Mittag zum Wirtshause zurückkehrte, fand er Andrew bereit zur Abreise und schickte ihn mit dem Gepäck zum Boote. Um einer Auseinandersetzung mit der guten, gesprächigen Wirtin zu entgehen, sprach er, als er seine Rechnung bezahlte, von einem Ausfluge, der unbestimmte Zeit dauern werde, und ließ es als eine Möglichkeit erscheinen, daß er nach einigen Tagen zurückkehren werde.

Frau Zehring schüttelte den Kopf. Sie haben sich keinen schönen Tag ausgesucht, Herr Eschenburg, sagte sie. Mein Mann versteht sich aufs Wetter, und ich sagte schon zu Ihrem schwarzen Andrew: Herr Andrew, sagte ich, mein Mann glaubt nicht, daß es schönes Wetter wird. Er liest alle Tage die Wetterberichte, und er sagt, was für Wetter in Petersburg ist, das kriegen wir hier allemal den neunten Tag nachher. Und in Petersburg haben sie vor neun Tagen kein schönes Wetter gehabt.

Eberhardt sah zum Fenster hinaus und konnte sich nicht verhehlen, daß die Wirtin einigen Grund zu ihren Befürchtungen habe. Er selbst hatte schon mit einiger Besorgnis den Himmel beobachtet. Der Flor, welcher am frühen Morgen nur den nördlichen Horizont umzogen hatte, war nun heraufgekommen und bedeckte den ganzen Himmel. Es war eine trockene Luft, gleich als schwebte ein leichter Rauch über dem Wasser, und das Tageslicht gab nur einen düstern Schein. Das Geräusch der Brandung, das von unten heraufscholl, hatte einen unregelmäßigen Schwall, und es mischten sich hohle Töne hinein. Es war, vom Fenster des Wirtshauses aus beobachtet, als liege das Meer gleich einem in Spannung atmenden Ungeheuer da draußen. Einzelne breite helle Streifen, wie von flockiger Wolle gebildet, zogen sich zur rechten Hand tief am Himmel hin und schienen ineinander fließen zu wollen.

Es läßt sich nicht ändern, liebe Frau, sagte Eberhardt. Es handelt sich um eine Verabredung, und da muß ich Wort halten.

Er schritt zum Strande hin und fand den Schwarzen am Boote stehend, worin er das Gepäck getragen hatte. Der Schiffer stand neben ihm, rauchte seine Thonpfeife und guckte an den Himmel. Der Dunst hat sich nicht verzogen, sagte Eberhardt. Aber ich denke, es wird wohl so schlimm nicht werden. Wir müssen auf jeden Fall fahren.

Der Schiffer setzte, ohne zu antworten, die Hand an den Mund und rief nach seinem Hause hinüber, aus dem nun seine Frau und sein erwachsener Sohn hervortraten. Das Brausen der Brandung war so mächtig, daß sein Ruf nur mühsam durchdrang.

Wir müssen alle einmal sterben, wenn die Rechnung aus ist, sagte er gelassen, während die beiden durch den Sand heranstapften. Gehängt oder ersäuft, das ist eins wie das andre. Das Verdeck wäre so vollgestopft, daß man nicht darauf arbeiten könnte, wenn alle am Leben blieben.

Eberhardt lachte. Der Wind ist uns günstig, sagte er. Wir werden in einer halben Stunde um die Ribbesdorfer Ecke kommen.

Der Schiffer klopfte die Pfeife aus, steckte sie in seine blaue Beejacke, die auf der Brust durch ein kleines Messer mit geschmütztem Horngriff zusammengesteckt war, und dann stiegen Eberhardt, Andrew und die Schifferfrau ein, während die beiden Schiffer in das Wasser gingen und das Boot durch die

hohen schäumenden Wellen schoben. Sie kletterten, als es flott war, ebenfalls über Bord und ruderten zur Schaluppe, die sich jetzt so lebhaft schaukelte, daß die Spitze des Mastes sich zuweilen bis nahe zur Wasserfläche herunterneigte.

Die Frau blieb in dem kleinen Boote, während die Männer in das große hinüberstiegen, und Eberhardt belustigte sich an dem schweigmamen, ruhigen Wesen, womit sie kopfnickend von Mann und Sohn Abschied nahm, um dann mit Armen, die braun und nervig gleich Männerarmen waren, durch die Brandung zurückzurudern.

Als das Segel am Maste emporstieg, füllte der Wind es mit einem heulenden und klatschenden Ton, und dann bog sich die Schaluppe unter der Leitung des Steuerruders gleich einem Renner, um das nasse Element zu durchheilen. Eberhardt sah mit zusammengepreßten Lippen auf das Wasser, welches der Bug durchschnitt, und dachte mit Sorgen an Dorothea, die sich einem so schwankenden Bau auf so stürmischem Elemente anvertrauen sollte. Eine große Wölbe kam mit weitgespannten Schwingen dicht vor dem Boote herab, nezte die Brust mit Wasser und flatterte mit ziellosem Schweifen empor. Er beobachtete die Unruhe des Vogels, dessen Instinkt das Nahen des Sturmes anzeigte, und wandte sich mit fragendem Blicke zu dem Schiffer zurück, der am Steuer saß.

Aber der Mann saß dort mit all dem Gleichmut, den schon seine Reden gezeigt hatten, breit und behaglich, die Fäuste an der Ruderginne, ein Priemchen zwischen den Zähnen, und fing sorgsam die Schwellungen der Wogen, indem er das Fahrzeug steigen und sich senken ließ, ohne jemals einem schäumenden Ramm zu erlauben, von seitwärts über Bord zu spritzen. Eberhardt wandte sich beruhigter wieder von ihm ab und blickte, an das Ziel der Fahrt denkend, nach vorn auf das unübersehbare Feld der tanzenden weißen Köpfe, das die Schaluppe zu durchpflügen hatte. Die rasche Fahrt stimmte mit dem Treiben seines eignen Herzens überein, die Wildheit der Elemente mit dem kühnen Entschlusse, den er durchführen wollte, und so sah er voll Mut und Hoffnung auf das Meer und in die Zukunft.

Indessen zeigte das Wetter von Minute zu Minute ein drohenderes Aussehen. Die flockigen weißen Wolkenstreifen waren ineinandergelassen und bildeten eine graue Wand, welche mehr als die Hälfte des Himmelsgewölbes überspannte und hinter der Schaluppe herzog. Der Wind fing an zu flackern, hielt für kurze Zeiträume an, blies dann mit vermehrter Kraft und sprang abwechselnd von Ost nach Nordost, wieder nach Ost und endlich völlig nach Norden herum. Die Schiffer drehten mit Hilfe Andrews, der seegewohnt war gleich einem Matrosen, das Segel zu wiederholten malen, und es kostete Mühe, den Kurs beizubehalten, da der Nordwind nach der Küste zu trieb. Die Schaluppe neigte sich mit dem tiefer gehenden Bord bis auf eine Handbreit über den Wasserspiegel. Mit halbem Ohr hörte Eberhardt auf die Unterhaltung zwischen dem ältern Schiffer und Andrew, eine Disputation, welche sich um den Ursprung des Windes drehte. Der Richtung seines Gemütes gemäß war Andrew geneigt, dessen Entstehung ganz und voll dem Einfluß der Dämonen zuzuschreiben, und er verfocht die Ansicht, daß die guten angenehmen und milden Winde der Einwirkung guter Geister, die verderblichen Stürme aber dem Groll der bösen Geister beizumessen seien. Der Schiffer aber war der Meinung, daß es allerdings nicht immer natürliche Dinge seien, welche den Lauf von Wind und Wasser bestimmten, daß aber doch in gewöhnlichen Fällen und wo nicht ganz

unerklärliche und besonders starke Wirkungen zu verspüren seien, der Wind wirklicher Wind und das Wasser auf natürliche Weise in Bewegung gesetzt sein müsse.

Aber Andrew schüttelte den Kopf. Wenn sich das wirklich so verhielte, jagte er in seinem von englischen Worten durchspickten Deutsch, so müßte doch der Wind da, wo er herkommt, ebenso zu verspüren sein wie da, wohin er geht, und man müßte sagen können, wo er seinen Ursprung nimmt. Aber schon in der heiligen Schrift heißt es, daß das Menschenohr wohl sein Brausen hört, aber nicht weiß, woher er kommt noch wohin er geht. Ich weiß nicht, wie es hier auf euern kleinen Seen ist, aber es wird doch wohl so ähnlich sein wie auf dem Atlantischen Ozean, denn Luft bleibt Luft und Wasser Wasser. Wie kommt es nun, daß die östlichen Sturmwinde, die in den Baien von Pennsylvanien und Virginia und an den Sunden von Nord- und Süd-Karolina die Schiffe an die Küsten werfen, wie kommt es, daß diese Stürme an der Küste von Newyork, Maine und Neuschottland, wo sie doch herkommen müßten, schwächer gespürt werden, und daß die Leute dort durch den Telegraphen ein paar Stunden vorher schon erfahren, daß sie östlichen Wind bekommen werden? Ich bin von Kap Hatteras nach Newyork gefahren, und wir hatten konträren Wind, aber er ward immer schwächer, und wir hörten, daß sie bei Sandy York milde Luft gehabt hatten zu derselben Zeit, wo wir bei Hatteras Sturm hatten. Darum kann es nicht mit natürlichen Dingen zugehen, sondern es sind Geister, die den Wind machen.

Der Schiffer kaute nachdenklich auf seinem Tabak, und offenbar flözte ihm die Ansicht eines Mannes, der den Atlantischen Ozean und die Küsten von Amerika so genau kannte, großen Respekt ein. Da war die Tante von Henrik Jensen, erwiderte er, seines Vaters Schwester, ein Weibsbild, mit dem es nicht richtig war. Sie sagte aus dem Kaffee vorher, was geschehen würde, und weisagte auch aus den Karten. Eines Nachts haben sie sie totgeschlagen, denn sie war eine einsame Wittfrau und hatte baares Geld in ihrer Lade, und kein Mensch konnte jemals herauskriegen, wer es gethan hatte. Aber es brachte einigen Familien kein Glück und hat dem ganzen Ort kein Glück gebracht. Er blickte mit einer gewissen Scheu um sich, als könne ein ungebetener Hörer zugegen sein. Die alte Frau hat sich wieder sehen lassen, fuhr er fort, und manche sagen, daß Henrik Jensens Boot nicht umgeschlagen wäre, wenn es nicht in einen dichten Nebel gekommen wäre und die alte Frau sich nicht auf die See-seite gesetzt hätte.

Der junge Schiffer blickte von einem zum andern, und als weder sein Vater noch der alte Meger etwas hinzufügten, wagte er sich mit einer eignen Meinung hervor. Wir haben in der Schule gelernt, sagte er, daß der Wind durch eine Verdünnung der Luft entsteht. Wenn irgendwo durch die Sonnenstrahlen Wärme entwickelt wird, so geht die leichte Luft nach oben, und dann füllen die in der Nähe liegenden schweren Schichten die Lücke aus.

Obwohl der junge Mensch diese Ansicht nur in bescheidner Weise vorbrachte, erregte sie doch die Mißbilligung seines Vaters, der ihm, unter tadelnden Bemerkungen über den Einfluß der Schulen auf die Jugend im allgemeinen, ernstlich verwies, in Gegenwart älterer Leute seine unreifen Ideen auszukramen.

(Fortsetzung folgt.)

